

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 34. 1898.

Das Dreigestirn.

Roman von Hanns v. Spielsberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie haben sich als ein wahrer Freund Louison's bewährt, Herr v. Stetten,“ sagte Madame de Bernier weich. „Ich bin Ihnen die volle Wahrheit schuldig. Hören Sie:

Es war in den schwersten Tagen der Schreckenszeit. Robespierre und St. Just standen auf dem Gipfel ihrer Macht, das Haupt des Königs war gefallen, Marie Antoinette harnte des Todespruches. Alle Gefängnisse waren überfüllt; auch mein armer geliebter Gatte war, royalistischer Antriebe beschuldigt, eingekerkert worden und harnte in St. Lazare seines Schicksals.

Ich war damals kaum zwei Jahre vermählt und sah dem ersten Mutterglück entgegen. Vergebens hatte ich Himmel und Erde aufgeboten, meinen Mann zu retten. Als ich auf dem Gipfel der Verzweiflung war, ließ sich eines Morgens ein junger Offizier, ein früherer Untergebener meines Mannes, bei mir melden. Es war Napoleon Bonaparte, damals ein unbekannter und wenig beliebter Oberst auf Halbsold. Er kam um ein kleines Darlehen, denn sein geringer Wartesold wurde ihm in Assignaten ausbezahlt, die bereits gänzlich entwerthet waren. Ich gab gern, was ich konnte, denn ich wußte, ich handelte im Sinne meines Gatten. Im Lauf unserer Unterhaltung aber erwogen wir noch einmal jede Möglichkeit, dem Gefangenen Hilfe zu bringen. Plötzlich fragte er: „Sie kennen Marion Talleyrand — Sie waren befreundet mit der Vicomtesse Labourd?“

Ich bejahte, ohne zu wissen, wo er hinaus wollte. Wußte ich doch nicht einmal, daß er in das Geheimniß der Ehe Talleyrand's eingeweiht war, dessen Gattin in der That eine meiner intimsten Freundinnen war.

„Talleyrand hat einen großen Einfluß, einen weit mächtigeren, als man gemeinhin annimmt,“ fuhr

Bonaparte fort. „Ich rathe Ihnen dringend, sich um seine Fürsprache zu bewerben. Wenn irgend Jemand, so kann er helfen, vorausgesetzt, daß er helfen will!“

Ich versprach mir von vornherein sehr wenig von dem gutgemeinten Rath, denn ich kannte Talleyrand, der im Hause meiner Eltern viel verkehrt hatte. Aber in der Noth

greift der Ertrinkende nach einem Strohhalme. Ich fuhr zu Marion, die Talleyrand in einer kleinen entlegenen und versteckten Wohnung der Vorstadt Belleville untergebracht hatte. Sie sah gleich mir Mutterfreuden entgegen. Die junge Ehe war nicht glücklich, auf einen kurzen Wonne- rausch war für Marion eine Reihe schwerer Enttäuschungen gefolgt. Ihr Gatte, nur erfüllt von seinen egoistischen Interessen, war des liebreizenden Geschöpfes bald überdrüssig geworden und vernachlässigte sie. Ein Kind, so meinte und hoffte sie, solle ihn wieder fester an sie fesseln.

Marion war lieb und gut zu mir, aber sie lehnte es unter Thränen ab, sich für meinen Gatten bei Talleyrand zu verwenden. Sie dürfe ihm nicht mit derartigen Anliegen kommen, er sei reizbar und launisch und kenne keine Rücksichten. Hoffnungslos und in Thränen aufgelöst ging ich von dannen. Am Tage darauf kam meine Tochter zur Welt — meine Louison. Hier, Herr v. Stetten, ist die Geburtsurkunde.“ Madame de Bernier entfaltete hastig ein graues Dokument, geschmückt mit den Emblemen der Republik, ausgefertigt vom Maire des dritten Pariser Bezirks.

Zwei Tage darauf kam eine alte vertraute Dienerin Marion's zu mir. Während Talleyrand auf einer kurzen Reise nach Nantes begriffen war, hatte Marion ein Kind geboren, das aber nach wenigen Stunden gestorben war, noch ehe sie es auf der Mairie angemeldet hatte. In ihrer Verzweiflung, an ihrer Zukunft, an ihrem Eheglück verzagend, machte mir Marion den Vorschlag, ich sollte ihr mein Kind überlassen, und eine heilige Pflicht würde es ihr sein, als Zeichen ihres nie erlöschenden Dankes ihren Gatten, der am Abend zurück erwartet wurde, zu bewegen, meinen Mann zu retten.

Können Sie den Kampf zwischen dem Mutterherzen und der Liebe zu dem Gatten ermessen, der mich erfaßte? — Aber gab es denn noch eine Wahl?

Schwanzend erhob ich mich vor:



Tempeldienerin. Nach einem Gemälde von M. Konnenbruch. (S. 287)

meinem Lager. Madeleine mußte mich ankleiden und mir einen Wagen besorgen. Ich selbst brachte mein Kind zu Marion, legte ihr Louison an die Brust und taumelte von dannen. Als ich daheim in meiner Wohnung ankam, sank ich nieder, und eine tiefe Ohnmacht umfing mich.

Vier Wochen schwebte ich zwischen Tod und Leben. Als ich die Besinnung wiedererlangte, theilte man mir mit, daß mein Gatte auf der Guillotine den Tod erlitten habe.

Nun wollte ich mein Kind, meine Louison, zurückfordern, Marion hatte ja ihr Versprechen nicht gehalten, vielleicht auch nicht halten können. Aber ich erfuhr nur, daß auch sie nicht mehr lebe. Sie war am Kindbettfieber, das damals in Paris fürchterlich hauste, gestorben. Talleyrand aber war nach England gegangen, nachdem er den derzeitigen Machthabern von Paris unbequem geworden war.

„Welch' eine Schicksalsverkettung!“ warf Kurt ein.

Louison's Mutter nickte trübe.

„Ich fand endlich mein Kind wieder, das Talleyrand bei einfachen Leuten in Pflege gegeben hatte. Gegen eine größere Summe überließen die Leute, denen Louison nach Talleyrand's Flucht eine Last schien, da die Pension, welche er zu zahlen versprochen hatte, ausgeblieben war, mir mein Kind. Zwei Jahre vergingen, ohne daß ich von dem Gefürchteten hörte, dann tauchte er wieder in Paris auf. Aus Laune vielleicht nur suchte er die Leute auf, denen er Louison anvertraut hatte, und erfuhr von ihnen meine Adresse. Wäre ich ihm damals gleich entschieden entgegengetreten, so wäre Manches anders gekommen. Da er mir aber, ehe ich noch zu Worte kam, freiwillig anbot, das Kind bei mir zu lassen, offenbar froh, der Sorge um das kleine Geschöpf enthoben zu sein, so begnügte ich mich mit diesem Resultat. Louison wuchs unter meinem Namen als mein Kind auf. Erst als Talleyrand, viele Jahre später, die ersten Ansprüche an sie erhob, in der Hoffnung, durch das Vorhandensein der Tochter Unrechte auf ein von Marion's Eltern stammendes Vermögen zu erlangen, als ich dann ihm mit den Beweisen der Thatsache entgegentrat, daß Louison mein Kind sei, brach die offene Feindschaft zwischen uns aus. Er bestritt Alles, was ich ihm sagte, erklärte meine Erzählung von dem Austausch der Kinder für ein Wahnbild meiner fieberkranken Phantasie, er verfolgte mich, bis ich in Napoleon meinen mächtigen Schützer fand. Aber auch dann, als er so viele Reichthümer gesammelt hatte, daß ihm das kleine Vermögen Marion's gleichgiltig sein konnte, wollte Talleyrand mir Louison nicht lassen, sie sollte jetzt das Werkzeug seiner Rache gegen mich sein.“

„Und Louison?“ fragte Kurt, als Madame de Bernier schwieg.

„Sie ahnte nichts von all' den Kämpfen, die mein Inneres verzehrten. Und nun ermessen Sie die Größe des Opfers, das ich auf Elba dem Kaiser brachte, als ich seinen Wunsch erfüllte und Louison eröffnete, daß sie Talleyrand's Tochter sei und, von ihm gerufen, in sein Haus nach Wien gehen solle. — Nun wissen Sie Alles, Herr v. Stetten.“

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen, Madame,“ sagte Kurt. „Daß das Geheimniß in meiner Brust begraben bleibt, brauche ich nicht erst zu versichern. Wenn ich mir aber die ganze Angelegenheit lediglich als einen Rechtsfall vorstelle, über welchen die Richter entscheiden sollten, so wüßte ich wirklich nicht, ob die blinde Themis ihre Wage auf Ihrer Seite sich senken lassen würde. Wie sollte ein Gerichtshof entscheiden, ob Louison die Tochter Talleyrand's, ob sie die Ihre ist, da lediglich nur Ihre eigene, doch nicht unparteiische Aussage für Ihre Behauptungen spricht.“

Frau de Bernier neigte das Haupt. „Wie Sie, Herr v. Stetten, hat auch Napoleon gesprochen. Und doch gibt es noch eine unparteiische Zeugin, daß Louison meine Tochter ist — Sie vergessen Madeleine! Madeleine war bei der Geburt Louison's zugegen, sie war bei dem Tausche zugegen und ist jederzeit bereit, zu beschwören, daß Louison meine Tochter ist.“

Seit dem Tage, an dem Stetten Louison aus dem Wiener Palaste des Fürsten von Benevent entführte, hatte er von der treuen Alten nichts gehört. „Und Madeleine ist jetzt bei Ihnen?“ fragte er.

Madame de Bernier schrak heftig zusammen. „Bei mir? Ja, ist Madeleine denn nicht mit Louison in Krennrode gewesen? Nicht bei Louison geblieben?“ forschte sie erregt.

Er mußte verneinen. Madeleine war damals in Wien zurückgeblieben.

„Es war mein letzter Trost, daß ich Madeleine bei Louison wähnte, denn auf die Treue und Klugheit der alten, erprobten Person baute ich unbedingt,“ klagte die arme Mutter. „Jetzt ist mein Kind ganz verlassen und vereinsamt, ganz der Willkür preisgegeben, und ich werde nimmer wieder Ruhe finden vor den Vorwürfen, die mich Tag und Nacht verfolgen!“

Stetten erhob sich und reichte ihr die Hand. „Muth, Madame! Mag Louison verborgen sein, wo sie will, wir werden sie finden! Sie, Madame, mit dem Instinkt der Mutterliebe im Herzen, Dulot in der heißen Gluth seiner leidenschaftlichen, treuen Liebe, ich als Louison's ergebener Freund! Und wenn wir ganz Europa durchforschen sollten, wir werden sie finden!“

16.

Im Parke von Gortschin.

„Ich bitte nur unterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute erungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Eure Majestät werden als der Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht nöthig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehen!“

So schrieb der Marschall Bismarck, der sieghafte Held von der Kaybach, von Möckern und La Belle Alliance, an König Friedrich Wilhelm III., als die „Diplomatiker“, die er so ingrimmig haßte, sich ansickten, ihr in Wien unterbrochenes Werk in Paris fortzusetzen und zu Ende zu führen. Er hatte nicht Unrecht mit den Befürchtungen, welche aus seinen Zeilen herausklangen. Schon bereitete sich die französische Diplomatie, Herr v. Talleyrand an der Spitze, vor, Deutschland um den Preis auch des zweiten Sieges zu bringen.

Die hohen Verbündeten hätten ja nicht gegen Seine allerchristlichste Majestät, gegen den König Ludwig, sondern gegen den gottvergebenen Wütherich Napoleon gekämpft; da sei es doch bitter Unrecht, wenn das arme Frankreich die Kosten des Krieges von 1815 bezahlen sollte, so argumentirte der schlängenglatte Diplomat, und begeistert stimmte sein Chorus ein. Daß die bourbonische Mißwirthschaft die Rückkehr des Gefürchteten von Elba allein ermöglicht, daß Frankreich ihm zugejubelt hatte und mit Zug und Recht Entschädigung leisten mußte für die Opfer, die es zum zweiten Male Europa auferlegt, das wollten die französischen Diplomaten nimmer einsehen. Sie waren ja gewöhnt daran seit Hunderten von Jahren, daß das schwache, uneinige Deutschland sich beugte vor dem Genius Frankreichs, dem Druck Englands oder Rußlands, und nur dazu da war, für Fremde die Kasernen aus

dem Feuer zu holen. Warum sollte es denn diesmal anders sein?

Aber diesmal ging es doch nicht ganz nach den Wünschen der Bourbonen. Schon unmittelbar nach der Besetzung von Paris zeigte es sich, daß die deutschen Heerführer nicht so gnädig zu verfahren im Sinne hatten, als im vergangenen Jahre. Blücher und Gneisenau zogen stärkere Saiten auf: die hochmüthigen Pariser mußten ihre Beutel ordentlich leeren, nur mit Mühe rettete Wellington vor dem Zorne des grimmen Marschall Vorwärts jene herrliche Brücke, welche der Uebermuth Napoleon's auf den Namen Jena getauft hatte, und die Blücher durchaus in die Luft sprengen wollte. Schmerzlich empfanden die Herren von der Seine, daß man aus den wundervollen Museen und Gemäldegallerien, welche Napoleon mit den geraubten Meisterwerken Europas geschmückt hatte, das gestohlene Gut, das man 1814 in unbegreiflicher Gutmüthigkeit Frankreich belassen, zurückforderte. Schmerzlicher noch sollte Frankreich empfinden, daß die ihm auferlegten Friedensbedingungen denn doch etwas von dem Geiste athmeten, den Stein und Gneisenau, die auf Blücher's Wunsch an den Verhandlungen theilnahmen, ihnen aufzuprägen bemüht waren. Blieben auch die Herzenswünsche der deutschen Patrioten unerfüllt, verblieb Elsaß und Lothringen bei Frankreich, so mußte dieses doch in manche anderweitige Grenzabtretung willigen, mußte auf Jahre hinaus eine starke Besatzungsarmee als Gewähr für sein Wohlverhalten aufnehmen und achthundert Millionen an Kriegskosten zahlen. Und als Talleyrand sich widerpenstig zeigte, traf ihn persönlich der schwerste Schlag: auf das dringende Verlangen der Großmächte mußte der Schlaueste der Schlaunen, der in Wien noch vor wenigen Monaten die hohe Diplomatie ganz Europas nach seiner Schmalmei hatte tanzen lassen, sein Ministerportefeuille niederlegen!

Es war nicht mehr der stolze, hochmüthige Fürst von Benevent, den Kurt v. Stetten traf, als er, mit Empfehlungen vom Fürsten Hardenberg ausgerüstet, ihn in seinem Palaste aufsuchte. Ein um Jahre gealterter Greis, dessen elendes Aussehen alle Künste des getreuen Dubois nicht mehr verschleiern konnten, saß er, fast völlig gelähmt, in seinem Lehnstuhl, und das spöttische, überlegene Lächeln auf den scharfen Zügen hatte einem galligen Ausdruck Platz gemacht. Er erschien Stetten wie der Typus einer gefallenen Größe.

„Sie wünschten mich zu sprechen, wie mir Seine Durchlaucht der Fürst Hardenberg schreibt!“ begann Talleyrand in müdem Tonsfall der einst so geschmeidigen Stimme die Unterredung. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr v. Stetten?“

Er hatte sich mit sichtbarer Anstrengung ein wenig in seinem Sessel erhoben, sank aber sogleich aufstöhnend zurück. Selbst die Art, wie er sein Leiden ertrug, hatte etwas Komödiantenhaftes an sich, das jedes wirkliche Mitgefühl unmöglich machte.

Stetten ging geraden Wegs auf sein Ziel los. „Hohheit kennen mein Interesse für Mademoiselle Louison de Bernier!“ sagte er. „Es wäre unnöthig, heute noch damit hinter dem Berge zu halten, daß die junge Dame auf meinen Wunsch Wien verließ, daß sie im Hause meines Vaters die nächsten Monate weilte. Hohheit wissen das Alles ebenso gut, wie ich selbst!“

Ueber das von Leidenschaften zerrissene Antlitz flog ein Lächeln. „Wohl möglich!“ meinte Talleyrand kurz.

„Hohheit wissen jedenfalls auch, daß Mademoiselle das Gut meines Vaters verlassen hat —“

Der Fürst nickte wieder.

„Das nahm ich an, und ich zweifle nicht, daß Eurer Hohheit auch der augenblickliche Aufent-

halt der jungen Dame bekannt ist. Der Zweck meines Hierseins ist, von Eurer Hoheit eine Mittheilung darüber zu erbitten, wo sich Mademoiselle Louison aufhält."

Jetzt lachte Talleyrand höhnisch auf: „Pardon, Herr v. Stetten, daß ich lache! Aber Ihr Anliegen ist wirklich etwas naiv. Stehen Sie in Verbindung mit Madame de Bernier, und entstammt etwa ihr der köstliche Rath, sich von mir Kunde über den augenblicklichen Aufenthalt Louison's zu holen? Sie sollte mich besser kennen. Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu können."

Stetten blieb ganz ruhig, er hatte keine andere Antwort erwartet.

„Ich dachte es mir, Hoheit. Ich habe mich also nur noch eines zweiten Auftrages zu entledigen. Als Mademoiselle Louison das Palais Talleyrand verließ, blieb eine alte Dienerin zurück — Madeleine Ducrossand. Wir haben uns vergeblich bemüht, über die weiteren Schicksale der treuen Person Nachrichten einzuziehen. Unsere Erkundigungen sind nur insoweit von Erfolg gewesen, als wir ermittelt haben, daß zwei Tage nach der Entfernung Mademoiselle Louison's aus dem Hause Eurer Hoheit eine ältere Frau unter Begleitung eines Beamten der französischen Gesandtschaft von Wien aus nach Frankreich abgeführt wurde. An der Grenze hörte jede Möglichkeit einer weiteren Nachforschung auf. Darf ich Eure Hoheit nun vielleicht um gütige Auskunft bitten, ob Madeleine —“

„Herr v. Stetten!“ fuhr Talleyrand auf. „Ich habe keine Lust, mich in meinem eigenen Hause in dieser Weise ausfragen zu lassen! Was geht mich die alte Närrin an? Ich bitte, mich zu verlassen, oder ich muß —“

„Ich werde nicht eine Minute länger hier verweilen, als zur Erfüllung meines Auftrages erforderlich ist. Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit zu melden, daß, wenn meine Bitte erfolglos bleibt, Madame de Bernier heute noch eine von den erforderlichen zehn Abgeordneten unterstützte Bitte an die Kammer gelangen lassen wird, den früheren Ministerpräsidenten, Fürsten von Benevent, aufzufordern, über den Verbleib der widerrechtlich ihrer Freiheit beraubten Madeleine Ducrossand Auskunft zu geben. Da Frankreich ein konstitutioneller Staat ist, so wird dieses Gesuch jedenfalls nicht unerledigt bleiben können, und ich vermüthe, daß auch die Presse sich ihrer in ausgiebiger Weise bemächtigen wird.“

Talleyrand stieß heftig mit der Krücke seines Stockes auf den Fußboden: „Herr v. Stetten!“

„Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß mein Gönner, Fürst Hardenberg, sich lebhaft für die Angelegenheit interessirt und uns zugesagt hat, dieselbe dem Nachfolger Eurer Hoheit, dem Herzog von Richelieu, zu unterbreiten,“ vollendete Stetten ruhig.

Talleyrand hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt. Er überlegte. Nichts konnte dem gestürzten Minister unangenehmer sein, als wenn jetzt nachträglich über irgend eine seiner Maßregeln Staub aufgewirbelt wurde. Alles — nur keinen offenkundigen Skandal! Und was lag ihm jetzt eigentlich an jener albernen Person?

Er riß von dem Notizblock, der stets neben ihm auf einem kleinen Tische lag, einen Zettel ab und warf schnell einige Zeilen auf das Papier, das er dann Stetten reichte:

„An Pierre Mattier, Gutsverwalter zu Balencay.“

Madame Madeleine Ducrossand kann mit dem Ueberbringer dieser Zeilen das Schloß verlassen.

Kurt überlas die Zeilen und steckte das Blatt in seine Brusttasche. Er konnte ein kleines Lächeln des Triumphes nicht unterdrücken, als er dann, sich verbeugend, mit ausgesuchter Höflichkeit fragte: „Und darf ich nun Eurer

Hoheit meine Bitte wegen einer Nachricht über den augenblicklichen Aufenthalt von Mademoiselle Louison wiederholen?“

Das Gesicht Talleyrand's nahm einen Stich in's Grünliche an. Er schleuderte seinen Stock mit einem Fluch des Unwillens auf den Boden: „Zwingen Sie mich nicht, die Dienerschaft zu rufen, mein Herr! Ich —“

„Hoheit werden ohne Zweifel die Gnade haben, mich noch einen kurzen Augenblick anzuhören,“ unterbrach Kurt ihn kühl. „Es ist das eine Höflichkeit, die ich schon in meiner Eigenschaft als preussischer Offizier in dem eroberten Paris erwarten darf. Ich fühle das lebhafteste Bedürfnis, Eure Hoheit auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die darin liegt, daß der Inhalt des Billets, welches ich soeben erhielt, bekannt werden kann. Soviel ich weiß, ist Schloß Balencay kein Staatsgefängniß, sondern eine Privatbesitzung Eurer Hoheit.“

„Wo soll das hinaus, mein Herr?“

„O, Hoheit, nur darauf, daß sich der Begriff der widerrechtlichen Freiheitsberaubung noch schärfer formuliren lassen wird, falls Madeleine Ducrossand oder deren Freunde eine Anklage gegen Eure Hoheit erheben sollten. In diesem Falle dürfte das Billet eine gefährliche Waffe werden, wie der Scharfsinn Eurer Hoheit sicher erkennen dürfte. Madeleine Ducrossand nun wird sicher auch ihrerseits ein lebhaftes Interesse daran haben, den Aufenthalt von Mademoiselle Louison zu erfahren, und ich zweifle nicht, daß sie gleich Madame de Bernier alle Hebel in Bewegung setzen wird —“

„Mit anderen Worten, Sie drohen mir!“ Talleyrand stieß die Worte zwischen den halbgeschlossenen Lippen hervor.

„Ich halte es nur für angebracht, Hoheit noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß Frankreich ein konstitutionell regiertes Land ist, und daß die leidige Presse —“

„Wollen Sie endlich sagen, mein Herr, was Sie wünschen?“

„Hoheit, wir wünschen nichts, als daß Sie uns rückhaltslos mittheilen, wo sich Mademoiselle Louison aufhält. Mein Wort als preussischer Offizier und Edelmann, daß, wenn Hoheit unsere Bitte erfüllen, meinerseits Alles geschehen wird, die ganze Angelegenheit der Vergessenheit anheimzugeben.“

„Und wenn ich mich nun weigere —“

„Dann zwingen Sie uns, Hoheit, unmittelbar an die Befreiung Madeleine's unsere weiteren Maßregeln anzuknüpfen!“

Talleyrand zuckte zusammen. Mit der Erregung, in die ihn die Worte Stetten's versetzten, schien sich ein heftiger körperlicher Schmerz in dem gelähmten Bein zu vereinen. Sein Gesicht wurde aschfahl, ein heftiges Beben erschütterte seinen schwächtigen Körper. „Lassen Sie mich! Ich will nicht — ich will nicht! Rufen Sie meinen Kammerdiener! Ah — diese Schmerzen!“ stöhnte er. „Diese Schmerzen!“

„Hoheit, nur das eine Wort!“

„Ah, so gehen Sie doch! Ich kann nicht, ich will nicht! Dubois — Dubois!“

„Wo weilt Louison de Bernier?“

Kurt v. Stetten heftete seine Augen durchbohrend auf die des Fürsten, der sich in seinen Schmerzen krümmte. „Wo weilt Louison?“ wiederholte er noch einmal.

„Zum Teufel — in Tulzin! Bei der Postda! Ah —“

Stetten verbeugte sich. „Ich danke Eurer Hoheit! Wenn wir Louison de Bernier wirklich in Tulzin treffen, so verspreche ich nochmals, daß Hoheit alle weiteren Unannehmlichkeiten erspart bleiben sollen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“

Er verließ das Zimmer. Schmerzlich aufstöhnend rief ihm Talleyrand eine Verwünschung nach. „Dieser Preuße! Dieser Preuße! Ah —“

Dubois, ich erstickte! Zu Hilfe — zu Hilfe!“ Als dann der Kammerdiener endlich erschrocken herbeieilte, lag der Fürst ohnmächtig neben seinem Sessel auf dem Fußboden. — — —

Am nächsten Morgen brachten die Pariser Blätter die Mittheilung, daß der Fürst von Benevent von einem Schlaganfall betroffen worden sei. Die Ärzte sollten eine längere Zurückgezogenheit von allen Geschäften für unbedingt erforderlich halten — „eine sehr weise ärztliche Maßregel, die sich mit den allgemeinen Wünschen decken dürfte!“ fügte der „Matin“, das Blatt der Opposition, spöttisch hinzu. (Fortsetzung folgt.)

Tempeldienerin.

(Mit Bild auf Seite 265.)

In jeder Stadt des alten römischen Reiches gab es einen Tempel, in dem das heilige Feuer, wie im Vestatempel zu Rom, durch jungfräuliche Priesterinnen fortwährend unterhalten werden mußte. Am Tage war dieser Tempel, der meist bei einem Hain von Laubbäumen stand, offen, des Nachts aber verschlossen. Kein Mann außer dem Oberpriester durfte den geweihten Bau betreten, einsam verlebte also zumeist die Priesterin ihre Tage des Dienstes. Im kühlen Schatten des Haines konnte sie ruhen oder sich ergehen; dort pflegte sie die Blumen, die sie bei der Opferhuldigung im Tempel zu verstreuen hatte. Unser Bild auf S. 265 (nach einem Gemälde von M. Nonnenbruch) zeigt uns eine Priesterin, welche die Blumen in einem flachen Korbe eingesammelt hat. Marmorstufen führen vom Vorplatz des Tempels zu einem Teiche, auf dem Schwäne unterhalten werden. Es sind ihre Lieblinge, ihre Gesellschafter in den einsamen Stunden; die zutraulichen Thiere schwimmen bei ihrem Anblick heran und lassen aus ihrer Hand sich das Futter reichen.

Appenzeller Bauernstube.

(Mit Bild auf Seite 268.)

Der Schweizer Kanton Appenzell (Außer- und Inner-Roden) ist ganz Gebirgsland, daher auch fast ohne Ackerbau. Die Einwohner ernähren sich hauptsächlich von der Milchwirthschaft und Viehzucht, sowie von einigen Hausindustrien. Unser Bild auf S. 268 versetzt uns in eine Appenzeller Bauernstube in Inner-Roden. Die Frauen sind mit jenen feinen und eleganten Weißstickereien beschäftigt, die von St. Gallen aus in alle Welt verschickt werden. Eine hat die Stickerei in den runden Handrahmen gespannt, während die Andere bei ihrem Stück diese Hilfe nicht braucht. Der Hausvater hat soeben seine Milchgefäße blank geschauert und sitzt nun am Tische, sein Pfeifen rauchend und über häusliche und sonstige Angelegenheiten plaudernd; der Sohn, der ihm bei der Arbeit geholfen hat, sitzt zuhörend hinter ihm. Dazwischen hört man das Ticken der großen Schwarzwälderuhr und das behagliche Schnurren der unter dem Tische liegenden Hauskatze.

Nach dem letzten Akt.

Erzählung aus dem Theaterleben.

Von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Die Sommerferien am Hoftheater zu *** waren zu Ende, und sämtliche Mitglieder, die alten sowohl als die neu engagirten, waren auf der dämmerig beleuchteten Bühne versammelt, um sich dem Oberregisseur Markhof als pünktlich zur Stelle zu melden. Es gab da sicherlich einige beklommene Herzen unter dem sonst so übermüthigen Völkchen, denn Anton Markhof war eine viel mehr gefürchtete als beliebte Persönlichkeit. Einst als feuriger Heldendarsteller berühmt, hatte er infolge eines häufig wiederkehrenden gichtischen Leidens nach langem Zaudern und Widerstreben seine künstlerische Thätigkeit aufgeben müssen, um sie gegen die des Regisseurs zu vertauschen. Er galt als überaus tüchtig in seinem Fache, aber man liebte ihn nicht, denn er war ein strenger, finsterner, wortfarger Mann

und im Verkehr mit den ihm unterstellten Künstlern von rauhen, fast abstoßenden Formen. Sein Tadel war beinahe immer von einer Schärfe, die bis in's innerste Herz verwunden konnte, und wenn schon die Größten vor solchem grausamen Tadel niemals sicher waren, so lebten vollends die Kleinen in einer beständigen Furcht vor der Gefahr, seinen Unwillen zu erregen.

Unter den an diesem Vormittag auf der Bühne Versammelten war auch ein hübscher, hoch und schlank gebauter junger Mann mit feingeschnittenem Gesicht und großen, ausdrucksvollen Augen. Er hatte sich als Erich Sarnow vorgestellt, und man wußte, daß er von einer kleinen Provinzbühne kam, um einen mit dem Schluß der vorigen Spielzeit abgegangenen jugendlichen Liebhaber zu ersetzen. Als der Ober-

regisseur mit soldatischer Pünktlichkeit die Bühne betrat, wurde dieser junge Mann auffallend bleich und zog sich so weit hinter die Anderen zurück, daß der Blick des Gewaltigen nicht sogleich auf ihn fallen konnte. Markhof grüßte die Versammelten kurz, und seine scharfen Augen flogen rasch über sie hin. Vorn an der Rampe war der Regietisch aufgestellt mit einem einfachen Rohrstuhl daneben. Dort blieb Markhof stehen, um die Vorstellung der neuen Mitglieder entgegenzunehmen. Als der Letzte trat mit zögernden Schritten Erich Sarnow aus dem Dunkel hervor, in dem er sich bis jetzt verborgen gehalten. Eine scharfe Helligkeit fiel hier vorn auf sein Gesicht, und die zunächst Stehenden nahmen deutlich wahr, wie seine Lippen bebten. In Anton Markhof's Antlitz regte sich nichts;

seine Züge waren hart und unbeweglich wie immer. Ein paar Sekunden lang standen sie einander stumm gegenüber, dann sagte der junge Mann mit gedämpfter, von gewaltiger Bewegung halb ersticker Stimme: „Das Schicksal hat mich hierher geführt, Vater! Und ich bitte Dich von Herzen, mir endlich zu verzeihen.“

Nur die Allernächsten hatten seine mühsam vorgebrachte Rede verstanden. Desto deutlicher war Anton Markhof's harte Erwiderung bis in den fernsten Winkel des Bühnenraumes vernehmlich.

„Wo zu die Komödie? Einen stümperhaften Kulissenreißer nenne ich nicht meinen Sohn.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten jetzt plötzlich Alle auf das Gespräch, das da vorn am Regietisch geführt wurde. Der junge Schau-



Appenzeller Bauernstube. (S. 267)

spieler bestand ersichtlich einen schweren Kampf mit seinem Stolz, bevor er es über sich vermochte, zu antworten:

„Du verurtheilst mein künstlerisches Vermögen, Vater, ohne es zu kennen. Ich werde Dir den Beweis liefern, daß ich aufgehört habe, ein Stümper zu sein.“

„Gut — beweise es! Es soll Dir nicht an Gelegenheit dazu fehlen. Bis dahin bleibt es zwischen uns, wie es gewesen ist.“

Er machte eine verabschiedende Bewegung mit der Hand, und Erich Sarnow verließ, von zahllosen neugierigen Blicken verfolgt, gesenkten Hauptes und todtenbleich das Theatergebäude.

Während der nächsten Tage gab es für das Personal des Hoftheaters keine interessantere Frage als die, welche Bewandniß es wohl mit diesem Sohne haben möge, von dessen Dasein bisher Niemand etwas gewußt hatte, und der

nicht seines Vaters Namen führte. Ein besonders findiger Schauspieler mit weitreichenden Verbindungen brachte denn auch glücklich heraus, daß der angebliche Sarnow vor beiläufig sechs- undzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, und daß die Stunde seiner Geburt die Todesstunde seiner unglücklichen Mutter gewesen war. Eine dem Künstler befreundete Dresdener Familie hatte das Knäblein damals zu sich genommen, und es war ihm auf Kosten seines Vaters eine sehr sorgfältige Erziehung zu Theil geworden, da Markhof den Ehrgeiz hatte, ihn in einem gelehrten Berufe thätig zu sehen. Daß sich Erich dann vor einigen Jahren der Bühnenlaufbahn zugewendet, sollte einen vollständigen Bruch zwischen Vater und Sohn herbeigeführt haben, da Anton Markhof seine Einwilligung vorher mit aller Entschiedenheit versagt hatte. Der junge Mann hatte aus Rücksicht auf die

väterlichen Empfindungen den Namen Sarnow angenommen und sich bisher an allerlei kleinen Bühnen durchgeschlagen, ohne daß es ihm gelungen war, diesen Namen zu Geltung und Ansehen zu bringen. Nun hatte ihn sein Stern — oder vielleicht sein Verhängniß — an das Hoftheater zu *** geführt, dessen Intendant ihn engagirt haben mochte, ohne seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Oberregisseur zu kennen, und die freundlichen Kollegen sahen der weiteren Entwicklung der Dinge selbstverständlich voll neugierigster Erwartung entgegen.

Vierzehn Tage nach jener ersten Begegnung wurden die Rollen zum „Don Carlos“ ausgetheilt, und Erich Sarnow sollte den unglücklichen Infanten spielen. Stumm begrüßte er bei der ersten Probe seinen Vater, dessen ehernes Gesicht nichts von den Vorgängen in seinem Innern verrieth, und in freier, edler Haltung

Humoristisches.

Wenn man Pech hat!



Professor: Aha! Da finde ich ja noch eine Cigarette in meiner Tasche! Die soll mir aber schmecken! Ja, wer jezt Feuer hätte!



Da kommt schon Einer, den werde ich bitten!



Fatal! Das ist ja der Professor Grobhad, mit dem ich wegen meiner neuen Broschüre so verfeindet bin!



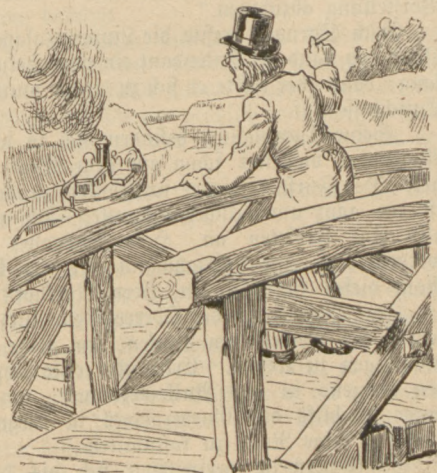
Ha, da find' ich ja ein ganzes Rauchkollegium, da wird's mir wohl endlich glücken!



Gymnasiasten: Reißt aus, reißt aus! Da kommt unser Professor; wenn der uns rauchen sieht, gibt's Karzer!



Hurrah! Endlich! Dort unten am Flusse steigt Rauch auf; wo Rauch ist, muß auch Feuer sein!



Na, das ist aber denn doch zum Kutufholen!



Herunter mit der Malefizcigarette! Schwimm hin, wo der Pfeffer wächst



So! Da find' ich in der Tasche eine wohlgefüllte Zündholzschachtel; das nenn' ich Pech!

begann er seine Scene mit Domingo. Anton Markhof unterbrach ihn mit keinem Wort. Steif und unbeweglich, wie aus Holz geschnitten, saß er an seinem Negletische. Anfänglich zwar mochte Erich geneigt sein, das Ausbleiben jedes Tadelns als ein günstiges Zeichen zu deuten; bald aber fing es an, ihn augenfällig zu beunruhigen und zu verwirren. Er verlor seine Unbefangenheit und damit zugleich die Herrschaft über seine Mittel. Der durchdringende Blick des Vaters, der jede seiner Bewegungen verfolgte, während die Lippen unveränderlich geschlossen blieben, übte zuletzt eine geradezu lähmende Wirkung auf ihn aus, und das Bewußtsein, daß die neugierige Aufmerksamkeit aller Mitwirkenden auf ihn gerichtet sei, war gewiß nicht danach angethan, ihm Ruhe und Selbstbeherrschung zurückzugeben.

Nur die Scenen mit der Königin waren es, die ihm trotzdem auch jetzt noch gelangen. Wenn die großen, sprechenden Augen dieser Elisabeth auf ihn gerichtet waren, schien er für den Moment Alles zu vergessen und von sich abzustreifen, was ihn beengte und peinigte. Er sah die junge Schauspielerin heute zum ersten Mal. Aber es war wohl begreiflich, daß sie sogleich einen tiefen Eindruck auf ihn machte, denn es war etwas bezaubernd Anmuthiges in Helene Willisen's Mienenspiel, in ihrer Stimme, in jeder ihrer Bewegungen, und ihre Schönheit war zudem umwoben von dem Zauber der frischen Jugend, da sie ihr neunzehntes Lebensjahr sicherlich noch nicht überschritten hatte. Als Sarnow sich nach beendeter Probe mit höflicher Verbeugung von ihr verabschiedete, erwiderte sie seinen Gruß mit einem freundlichen Lächeln, das des jungen Schauspielers Herz für einen Moment schneller klopfen machte. Aber es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen.

Wie die erste Probe verliefen auch die folgenden. Anton Markhof, der seine Theilnahme für das Spiel der Anderen bis auf die geringfügigsten Einzelheiten ausdehnte, ließ seinen Sohn schweigend gewähren, als ob gerade dieser Carlos für ihn nicht das mindeste Interesse habe. Und Erich fühlte mit niederschmetternder Gewißheit, wie die Gestalt seines Infanten unter dieser fortgesetzten Marter immer farbloser und unbedeutender wurde. Er sah auch, wie die Anderen sich immer offenkundiger von ihm zurückzogen, je näher der Tag der Aufführung heranfam. Augenscheinlich hatten sie Alle ihn bereits aufgegeben — Alle, mit Ausnahme einer Einzigen. Und diese Eine war Helene Willisen.

Als auch die letzte Probe, die sogenannte Generalprobe, zu Ende gegangen war, und als Anton Markhof seinem Sohne wortlos den Rücken gekehrt hatte, fühlte sich Erich so gedrückt und niedergeschlagen, daß er mit gebeugtem Haupte wie ein Wissthäter das Haus verließ. Aber er hatte noch kaum ein paar Duzend Schritte gethan, als er eine wohlbekannte Stimme seinen Namen nennen hörte und Helenens zierliche Gestalt an seiner Seite sah.

„Warum so mißmuthig und zaghaft, Herr Sarnow?“ sagte sie in sehr herzlichem Tone. „Ich meine, daß Sie nicht den geringsten Grund haben, das Vertrauen in die eigene Kraft so schnell zu verlieren. Glauben Sie an sich selbst und Sie werden gewiß einen ehrenvollen Erfolg davontragen.“

Wie in seinem Leben hatte Erich einen freundlichen Zuspruch so im tiefsten Herzen als beglückende Wohlthat empfunden wie diesen.

„Wollte der Himmel, daß Sie Recht hätten, Fräulein Willisen! Für mich handelt es sich ja an diesem Abend um viel mehr als nur um die Günst des Publikums — für mich gilt es, mir den Vater zurückzugewinnen.“

„Ich weiß es,“ erwiderte sie leise. „Aber ist dies denn wirklich der einzige Weg, Sie mit ihm zu versöhnen?“

„Ja. Er kann es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich mich in offenem Ungehorsam gegen seinen Willen aufgelehnt habe. Er hält mich für lieblos und undankbar. Und nicht früher werde ich seinen Groll überwinden, als bis es mir gelungen ist, ihn an mein Talent glauben zu machen.“

Sie hatten das Haus erreicht, in dem Helene Willisen wohnte, und die Schauspielerin war stehen geblieben.

„Mögen alle guten Geister morgen mit Ihnen sein!“ sagte sie innig. „Noch einmal, vertrauen Sie muthig auf Ihr Talent! Es ist stark genug, Ihnen zum Siege zu verhelfen.“

Aber es war für eine solche Mahnung vielleicht schon zu spät. Eine fieberhafte Erregung ließ ihn während der Nacht kaum eine Viertelstunde ruhigen Schlummer finden. Alle die bangen Zweifel, die ihn während der letzten Tage gepeinigt hatten, stellten sich mit verstärkter Gewalt von Neuem ein, und als er sich am nächsten Morgen erhob, fühlte er sich matt und zerschlagen wie nach einer schweren Krankheit. In wahrhaft qualvoller Stimmung verbrachte er den Tag, und da er am Abend die Bühne betrat, ließ ein einziger scheuer Blick auf das steinerne Gesicht seines Vaters, der wie eine Statue in der ersten Kuliße stand, auch seine letzte schwache Hoffnung zusammenbrechen. Niemals, das fühlte er, hatte er so schlecht gespielt als an diesem Abend. Die schönsten Scenen der Dichtung gingen durch seine Schuld wirkungslos vorüber, und je weiter die Aufführung vorrückte, desto mehr gestaltete sie sich für Erich Sarnow zu einer schier unerträglichen Pein. Als der Vorhang endlich nach der letzten Scene des Trauerspiels gefallen war, stürzte er fort, um so schnell als möglich in seine Garderobe zu gelangen und sich die bunten Fetzen vom Leibe zu reißen. An der letzten Kuliße lehnte mit über der Brust verschränkter Armen der Oberregisseur. Für einen Moment fühlte Erich sich versucht, ihm scheu auszuweichen; dann aber hob er doch die Augen zu des Vaters Gesicht. Unverwandt blickten sie einander sekundenlang an, und das Herz des jungen Schauspielers klopfte zum Zerspringen. Da öffneten sich die strengen Lippen, die so viele Tage hindurch für den angstvoll laufhenden Debitanten verschlossen geblieben waren, und Anton Markhof sagte: „Du hast vielleicht Talent genug, bei einer Schmiere aufzutreten — ein Künstler wirst Du nie!“

Dann drehte er sich um und ging festen Schrittes davon.

Das künstlerische Schicksal des jungen Schauspielers war mit diesem ersten unglücklichen Auftreten besiegelt. Von einer Beschäftigung in größeren Parthien konnte nicht mehr die Rede sein, und Wochen waren vergangen, bevor er zum ersten Mal wieder auf einer Probe erschien.

Es wurde ein neues Stück einstudirt, ein modernes Schauspiel, das an anderen Bühnen bereits glänzende Erfolge davongetragen hatte. Helene Willisen und Bernd Steinhausen, der erste Liebhaber des Hoftheaters, sollten die beiden Hauptrollen spielen. Erich Sarnow hatte nur wenige, ganz belanglose Worte im letzten Aufzuge zu sprechen. In dem dunkelsten Winkel hinter den Kulissen stand er, bis sein Stichwort fiel, keines Anderen Unterhaltung suchend und von Keinem gesucht. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er den Gang des Stückes, und namentlich in den Scenen, welche Helene Willisen beherrschte, verwandte er keinen Blick von der schönen Künstlerin. Aber er vermied es, ihr zu begegnen, und weder auf dieser noch auf einer späteren Probe wurde ein Wort zwischen ihnen gewechselt.

Der Intendant hatte dem Oberregisseur mitgetheilt, daß der Fürst mit einigen Gästen der ersten Aufführung des Schauspiels beizuwohnen wünsche, und es war nur natürlich, daß die

Vorbereitungen nun mit ganz besonderer Umsicht und Sorgfalt betrieben wurden. In jener leichten Erregung, die an solchen Tagen auch den routinirten Schauspieler befällt, fanden sich eine Stunde vor dem Beginn der Aufführung die Mitwirkenden in ihren Garderoben ein. Nur einer ließ sich noch immer auf sich warten, der erste Liebhaber. Man wurde endlich unruhig, und Markhof sandte den Theaterdiener in einer Droschke nach der Wohnung des Künstlers. Zwanzig Minuten später kam der Mann von dort mit dem Bescheide zurück, daß Steinhausen schon vor einer Stunde fortgegangen sei, um sich in's Theater zu begeben. Die Vermuthung, daß ihm unterwegs ein Unglück zugefallen sei, wurde durch diese Nachricht fast zur Gewißheit, und eine große Erregung bemächtigte sich des Personals, das bereits fertig kostümirte auf der Bühne und hinter den Kulissen versammelt war. Nun trat auch der Intendant in seiner Galauniform aus der kleinen Eisenthür, die in den Zuschauerraum führte, um sich zu überzeugen, ob Alles zum Anfangen fertig sei. Die Erkenntniß, wie hier die Dinge standen, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Und in dem Bedürfnis, einen Schuldigen zu finden, auf dessen Schultern er die ganze Verantwortung für das tückische Ungefahr abwälzen könne, überhäufte er den Oberregisseur mit Vorwürfen, daß er nicht von vornherein für eine doppelte Besetzung der wichtigen Parthie Sorge getragen habe. Markhof aber war nicht der Mann, unverdiente Vorwürfe hinzunehmen. Er erwiderte schroff, die Andern an seinen Schlafes schwallen bedrohlich an, und Unheil verkündend leuchtete es auf dem Grunde seiner Augen auf. Ein verhängnißvolles Zerkwürfniß schien unvermeidlich. Da trat aus dem Kreise der Schauspieler ein schlanker junger Mann auf die Beiden zu. Er verbeugte sich gegen den Intendanten und sagte mit etwas befangen klingender Stimme: „Wenn Excellenz glauben, daß die Vorstellung dadurch gerettet werden kann, und wenn irgend ein Anderer meine kleine Parthie übernimmt, erkläre ich mich bereit, die Rolle des Herrn Steinhausen zu spielen.“

Der Intendant machte große Augen.

„Es ist ein kühnes Wagniß, das Sie da unternehmen wollen, mein werther Herr! Sind Sie denn schon einmal anderswo in dieser Rolle aufgetreten?“

„Ja, Excellenz — ich spielte sie wiederholt in D.“

„Nun, was sagen Sie dazu, Herr Markhof? — Glauben Sie, daß sich der Versuch wagen ließe?“

Der Oberregisseur, der bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, athmete schwer.

„Nicht auf meine Verantwortung!“ sagte er rauh. „Ich meine, daß es besser wäre, die Vorstellung abzusagen.“

Erich Sarnow preßte die Lippen zusammen. Zaubend stand der Intendant ein paar Sekunden lang; dann aber raffte er sich zu einem muthigen Entschlusse auf.

„Seine Durchlaucht befinden sich in diesem Augenblick vielleicht schon auf dem Wege hierher. Den Fürsten wieder fortschicken zu wollen, ist ein ganz unmöglicher Gedanke. Ich nehme also Ihr Erbieten an, Herr Sarnow! Sie werden doch einen Ersatzmann für die kleine Rolle dieses Herrn finden, Herr Markhof?“

„Ja!“ erwiderte der Oberregisseur kurz und kehrte den Beiden den Rücken, um seine Anordnungen zu treffen. Erich aber eilte klopfenden Herzens in das Ankleidezimmer, um sich unter Beihilfe des Garderobiers in fliegender Hast für seine Rolle zu kostümiren.

Glücklicherweise verspäteten sich die hohen Herrschaften um ein Geringes, und so wurde es doch noch möglich, die Aufführung in demselben Augenblick beginnen zu lassen, wo sich der Fürst in seinen Sessel niederließ. Als Erich

die Bühne betrat, drohte eine furchtbare Bangigkeit ihm um seine so lange mühsam behauptete Fassung zu bringen. Da fiel sein Blick in die erste Kulissee, wo Anton Markhof mit hoch geröthetem Antlitz stand, und seltsamerweise fiel in diesem Moment wie durch einen Zauber alle Befangenheit von ihm ab. Gleich im ersten Aufzuge hatte er eine große, leidenschaftliche Scene. Er spielte sie mit so hinreißendem Feuer, daß das Publikum in athemloser Spannung lauschte, und daß nach seinem Abgange gegen alle Gepflogenheit ein Sturm des Beifalls bei offener Scene losbrach. Er durfte jetzt nicht hinaustreten, um sich zu bedanken; aber nach dem ersten Fallen des Vorhangs tönte sein Name hundertstimmig durch das Haus. Wiederholt mußte der Glückliche vor dem Vorhang erscheinen, und neid-erfüllt sahen die Kollegen, daß auch der Hof sich sehr lebhaft an dem gespendeten Beifall betheiligte.

Erichs Blicke aber suchten jetzt zuerst den Vater, für den er ja allein gespielt hatte. Doch Anton Markhof war nicht zu erblicken, und der junge Schauspieler durfte nicht lange nach ihm suchen, da er den kurzen Zwischenakt dazu benutzen mußte, seinen Anzug zu wechseln. Als er wiederkam, war der Platz des Oberregisseurs noch immer leer.

Ein paar Schritte weiter stand der Inspezierer mit seinem Buche, und bei ihm erkundigte sich Erich nach seinem Vater. Der Mann sah gar nicht auf, als er hastig erwiderte: „Ich glaube, Herr Markhof ist zu Seiner Excellenz gerufen worden“ — und dann schien er sich plötzlich zu erinnern, daß er irgend eine von seinen vielen Pflichten vergessen habe, denn er wandte sich ab und eilte nach hinten. Gleich darauf ertönte das bekannte Klingelzeichen; der Vorhang rauhete auf, und Sarnow mußte wieder auf die Bühne hinaus. Er hatte eine große Liebescene mit Helene Willisen zu spielen, und nie waren die Betheuerungen der Leidenschaft gluthvoller von den Lippen eines Liebhabers gekommen als von den seinen. Nachdem der Vorhang abermals gefallen und die Hervorrufe verklungen waren, trat Helene plötzlich auf Sarnow zu, erfaßte seine Hand und sagte herzlich: „O, wie froh wäre ich über Ihren herrlichen Erfolg, wenn —“

Sie hielt plötzlich inne. Erich aber fühlte nur den beglückenden Druck der kleinen weichen Hand und stieß erregt hervor: „Ist das Wahrheit? Es macht Ihnen Freude, daß ich endlich Gelegenheit gefunden habe, meine künstlerische Ehre wiederherzustellen?“

Die Schauspielerin wollte bejahen; aber ihre Lippen zuckten, und in ihre Augen traten plötzlich Thränen.

„Was ist Ihnen, Fräulein Willisen?“ rief Sarnow bestürzt.

„O, ich dachte nur an das Schicksal des armen Steinhausen,“ versetzte sie stockend. „Sie haben ja jedenfalls davon gehört, daß er auf dem Wege zum Theater plötzlich von einer schweren Ohnmacht befallen und in das Krankenhaus gebracht worden ist.“

„Kein Wort habe ich davon gehört. Ist sein Zustand denn bedenklich?“

„Ja, leider!“

Erich Sarnow blickte voll tiefen Ernstes vor sich hin. „Nun glaube ich Ihre Aufregung und Ihren Schmerz freilich zu verstehen,“ sagte er nach kurzem Schweigen.

„Fräulein Willisen!“ ertönte in diesem Augenblick aus einiger Entfernung die gedämpfte Stimme des Inspezierenten. „Ihr Stichwort wird sogleich fallen.“

Einsam blieb Sarnow in seinem Winkel stehen, bis die nächste Scene kam. Niemand gefellte sich zu ihm, und nur von Weitem sah er, wie die Anderen wispelnd die Köpfe zusammensteckten. Er konnte die peinliche Empfindung nicht los werden, daß etwas Unheil-

volles in der Luft liege, etwas, das auch ihn selber anging, obwohl er nicht zu errathen vermochte, was es sein könne. —

Donnernder Beifall durchhallte den mächtigen Raum, als das letzte Wort des Stückes gesprochen war. „Sarnow! Sarnow!“ klang es von allen Seiten. Erich ergriff Helenens Hand und trat mit ihr vor die Rampe. Als dann aber der Vorhang wieder fiel, schien eine plötzliche Schwäche die Schauspielerin zu übermannen.

„Ich kann nicht mehr — meine Kraft ist zu Ende,“ flüsterte sie und wäre zu Boden gesunken, wenn Sarnow sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Ihre Augen waren geschlossen wie in einer Ohnmacht, und ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Aber sie raffte sich wieder auf und flüsterte: „Verzeihen Sie mir, mein Freund! Ich habe Sie belogen — stundenlang belogen, Ihr Vater —“

Erich schrie laut auf in einer Ahnung der furchtbaren Wahrheit.

„Mein Vater — um Gottes willen, was ist mit ihm?“

Helene Willisen barg das Gesicht in den Händen und schwieg. Der zweite Regisseur aber, eines der ältesten Mitglieder des Hoftheaters, trat an Erich's Seite und legte eine Hand auf seine Schulter.

„Tragen Sie es wie ein Mann, lieber Kollege! Es war des Verewigten letzter Wille, daß Sie es nicht vor dem Schluß der Vorstellung erfahren sollten. Es ist uns sehr schwer geworden, die traurige Wahrheit so lange vor Ihnen zu verbergen.“

Rasend vor Schmerz riß sich der unglückliche Schauspieler los. In seinem Gesicht suchte es, und seine Häute waren geballt.

„Herzlose Komödianten!“ rief er mit den Lauten der Verzweiflung. „Ihr kommt den Sohn von seinem sterbenden Vater fernhalten, um eure Aufführung nicht zu gefährden! Ihr habt mich um das letzte Liebeswort aus seinem Munde gebracht — habt mich verhindert, ihm die Augen zuzudrücken!“

Der alte Regisseur ließ sich durch den Verzweiflungsausbruch des jungen Mannes nicht beirren.

„Hören Sie mich erst an, Herr Markhof, ehe Sie uns verdammen! Ihr Vater brach hier hinter den Kulissee zusammen, während Sie nach dem ersten Aufzuge den Hervorrufen des Publikums Folge leisteten. Er war indessen noch bei voller Befinnung und ließ sich von einigen unserer Kollegen in seine Garderobe bringen. Keiner von uns glaubte in jenen Augenblicken daran, daß das Neueste eintreten könnte, sondern wir Alle nahmen an, daß der Anfall rasch vorübergehen würde. Und er selber bestärkte uns zuerst in dieser sicheren Hoffnung. Als Einer die Absicht aussprach, Sie zu rufen, verbot er es mit aller Bestimmtheit, und erst, als der Zwischenakt sich seinem Ende näherte, sagte er plötzlich: „Es ist aus — ich sterbe! Aber mein Sohn darf nichts davon erfahren, bevor das Stück zu Ende ist. Er soll seinen ersten Erfolg unverkürzt haben — das ist mein letzter Wille! Sagt ihm, daß ich ihm von Herzen verzeihen habe; denn jetzt weiß ich es, daß er doch ein rechter Künstler ist.“ Wenige Minuten später, und bevor noch ein Arzt zur Stelle war, hatte er seinen letzten Athemzug gethan — friedlich und ohne schmerzlichen Todestampf. Wir aber glaubten, daß es unsere Pflicht sei, das letzte Gebot des Todten zu ehren. Und Sie dürfen versichert sein, daß wir das Ende einer Vorstellung noch nie mit gleicher Inbrunst herbeigesehnt haben als in diesem unglücklichen Abend.“

Erichs leidenschaftlicher Zorn war verflogen. Mit thränenersüßter Stimme fragte er nur: „Wo ist er? Wird man mir denn jetzt wenigstens vergönnen, ihn zu sehen?“

Man führte ihn zu dem Zimmer, in welchem

Anton Markhof's irdische Hülle ruhte; aber Niemand folgte dem tiefgebeugten Sohne, als er die Schwelle überschritt.

Erich Markhof ist heute ein gefeierter Schauspieler, und sein Künstlerglück datirt von jenem Abend, wo er das Publikum durch die Gluth seiner Darstellung entzückte, während unter demselben Dache seines Vaters entseelte Hülle lag. Helene Willisen aber hat nach jener unvergesslichen Aufführung nie wieder die Bühne betreten. Die furchtbare Selbstüberwindung, die sie während mehrerer Stunden hatte üben müssen, um ihren Kollegen nichts von der Wahrheit ahnen zu lassen, war doch über ihre Kräfte gegangen. Sie erkrankte noch in der nämlichen Nacht, und wochenlang fürchteten die Aerzte für ihr Leben. Zugleich mit der Nachricht von ihrer endlichen Genesung verbreitete sich am Hoftheater das Gerücht, daß sie sich mit dem Sohne des verstorbenen Oberregisseurs verlobt habe, daß sie aber auch nach ihrer völligen Wiederherstellung nicht wieder auftreten werde. Wohl fehlte es nicht an Versuchen, sie von diesem Entschlusse abzubringen; aber Helene blieb unerschütterlich. Der Abend, an dem sie mit blutendem Herzen ihre ganze schauspielerische Kunst aufgeboten hatte, um durch erheuchelten Gleichmuth den Erfolg des geliebten Mannes zu retten, sollte auch der letzte gewesen sein, an dem sie diese Kunst geübt.

Und als Erich Markhof's glückliche Gattin hat sie bis jetzt keine Veranlassung gehabt, ihren Entschluß zu bereuen.

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Seltene Folgen einer Modelfaune. — Kaiser Paul I. von Rußland, ein Sohn der großen Katharina, der von 1796 bis 1801 regierte, war ein sehr launenhafter und eigensinniger Herrscher. Er hatte mehrere sehr schöne Paläste. Aber sie gefielen ihm doch nicht, und so wollte er sich denn ein neues Schloß — den Michailowpalast — so recht nach seiner eigenen Laune bauen lassen, und zwar an jener Stelle des Fontanka-Kanals, wo schon vordem ein von Peter dem Großen 1711 erbauter hölzerner Sommerpalast gestanden hatte, der aber längst völlig verfault war, denn die Gegend ist die ungesundeste und feuchteste in ganz St. Petersburg.

Der geschickte Architekt Brenna mußte nach den Ideen und auch eigenhändigen Zeichnungen des Monarchen einen Plan entwerfen. Er gestattete sich allerunterthänigst einige Einwendungen gegen diese kaiserlichen Ideen, sowie auch gegen den unpassenden Platz und schlug eine andere, besser geeignete Gegend, sowie auch eine zweckmäßigere Art des Baues vor. Aber Paul sagte: „So soll es sein, wie ich es haben will, und nicht, wie Sie sich die Sache denken!“ Damit mußte Brenna zufrieden sein.

Auf einem tief eingerammten Pfahlrost von ungeheuren Baumstämmen — ein solcher war des moralischen Grundes wegen nöthig — sollten die Keller- gewölbe und das Erdgeschloß von Granitquatern errichtet werden, darauf dann die Mauern theils von gebrannten Ziegeln, theils von Marmor.

Brenna fragte, welche Grundfarbe das kolossale Gebäude erhalten solle.

„So!“ sagte Paul. „Ganz genau nach diesem Farbmuster.“

Und er reichte ihm einen grellrothen Damenhandschuh, den er vom nächsten Tische nahm.

„Sehr wohl!“ murmelte der erstaunte Architekt. „Ein Glück ist's wenigstens, daß der Handschuh nicht himmelblau, grasgrün oder pechschwarz ist,“ dachte er bei sich.

Es war der Handschuh einer Großfürstin, und es hatte damit folgende Bewandniß. Damals war am Hofe eine Französin, Madame Chevalier aus Lyon, welche durch ihre außerordentliche Schönheit und Anmuth alle Welt bezauberte, besonders auch die kaiserliche Familie. Sie gab den Modeton an in der russischen Hauptstadt, so sonderbar ihre Launen auch zuweilen sein mochten. Einmal erschien sie mit grellrothen Handschuhen. Die Folge war, daß alle vornehmen Damen, auch die Großfürstinnen,

sich sofort ganz ähnliche knallrothe Handschuhe anschafften.

Eigentlich war also Madame Chevalier's Laune die Veranlassung, daß der neue gigantische Michailow'sche Palast ein so seltsames knallrothes Aussehen erhielt. Der kostspielige Bau, welcher viele, viele Millionen Rubel verschlang, wurde mit größter Eile betrieben und in wenigen Jahren fertiggestellt. Die innere Ausstattung war äußerst prächtig. Italienische, deutsche und russische Maler schmückten die Säle, Gallerien und Zimmer mit herrlichen Deckengemälden und Wandmalereien, die aber infolge der unüberwindbaren Feuchtigkeit größtentheils bald wieder verdarben.

Viele loyale Bürger in St. Petersburg beeilten sich, ihre Häuser nun auch nach der herrschenden Mode knallroth anstreichen zu lassen, in der Absicht, dadurch dem Kaiser ein Vergnügen zu bereiten, und sie erreichten auch wirklich ihren Zweck, denn Paul sprach sich sehr lobend darüber aus und wollte von der Besorgniß vernünftiger Leute nichts hören, daß vielleicht Dshen, welche durch die Straßen getrieben werden, bei dem Anblick der vielen grellrothen Häuser gar leicht toll und wüthend werden könnten. So wäre denn wahrscheinlich mit der Zeit ganz St. Petersburg knallroth geworden, wenn nicht des Kaisers Tod dieser Manie ein plötzliches Ende bereitet hätte.

Darnach ließen die St. Petersburger Bürger ihre Häuser wieder grau, gelblich, bräunlich oder weiß

anstreichen, zum großen Wohlgefallen der Malermeister und Farbhandlungen, welche bereits alle ihre Borräthe von Zinnober und Rennigroth ausverkauft hatten.

Was wir berichtet haben, ist thatsächlich, so sonderbar es manchem Leser vielleicht erscheinen mag. Der Lustspieldichter August v. Kokebue gibt darüber eine zuverlässige Notiz im zweiten Bande seines Wertes: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ (Berlin 1802). Nachdem er bei dem launenhaften Kaiser in Ungnade gefallen und mit größter Geschwindigkeit nach Sibirien transportirt worden war, wurde er bald darauf mit noch größerer Geschwindigkeit wieder nach St. Petersburg zurückgebracht, um mit Huld und Gnade, Ehren und Würden, Geld und Gütern überhäuft zu werden. Paul beauftragte ihn allergnädigst, eine ausführliche Beschreibung des neuen Michailow'schen Palaſtes zu verfassen, welcher interessanten Aufgabe er sich mit lobenswerthem Eifer unterzog. Also hatte er die beste Gelegenheit, den knallrothen Palaſt und auch dessen Baugeschichte gründlich kennen zu lernen.

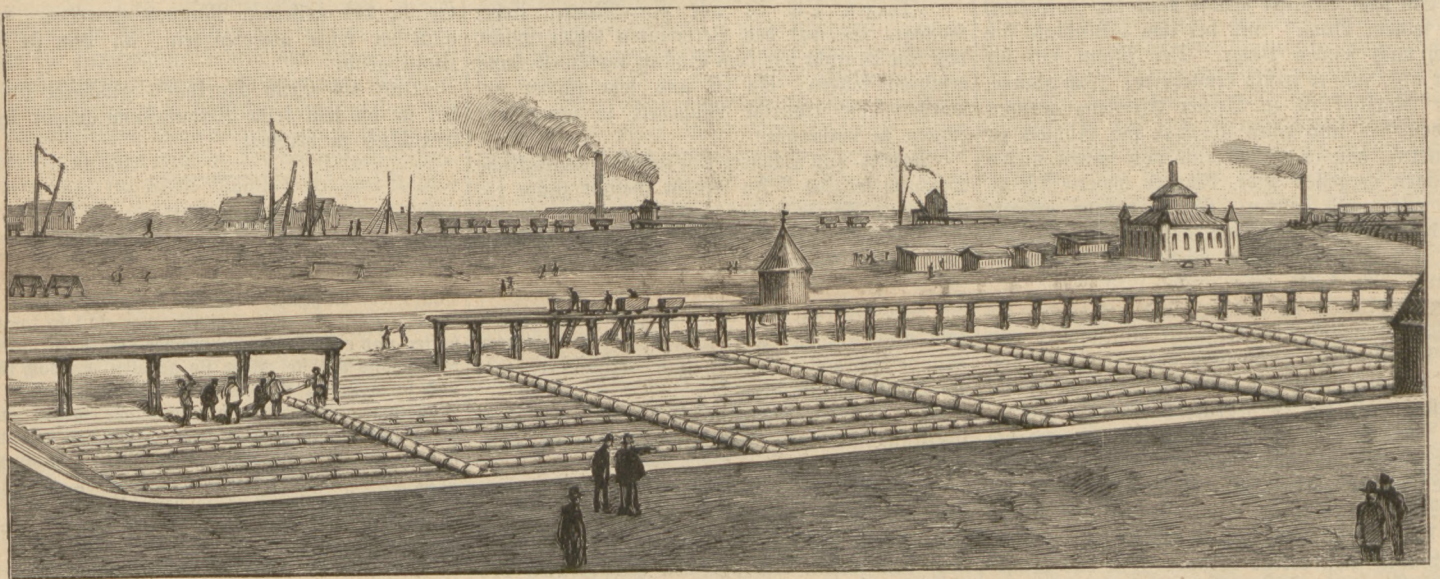
Franklin's Nefse. — Benjamin Franklin besaß einen Neffen, der ein leichtsinniger Bursche war, trotzdem aber seines lebenswürdigen Wesens halber bei dem sparsamen Staatsmanne etwas galt. Eines Tages war William, dieser Nefse, abermals in Geldverlegenheit und nach Philadelphia gekommen, um dort die Hilfe seiner Bekannten und vornehmlich des gütigen Oheims in Anspruch zu nehmen. Er wandte

sich mit der Bitte an den Onkel, ihm 60 Dollars zu leihen, und dieser bestellte ihn auf den nächsten Tag wieder zu sich. Als der junge Mann am anderen Morgen erschien, fand er zu seiner Freude den Oheim mit Abzählen des gewünschten Geldes beschäftigt. Er griff sogleich nach einem auf dem Tische liegenden Bogen Papier, um einen Schuldschein zu schreiben; allein Franklin nahm ihm das Blatt lächelnd aus der Hand und sagte: „Es ist genug an meinem Gelde, William; Du brauchst mein Papier nicht auch noch zu verschwenden.“

Deutscher Wink. — Der berühmte Geheimrath Heim behandelte einst einen sehr reichen Mann, der als Geizhals hinlänglich bekannt war, und der ihn nach seiner Genesung für eine große Anzahl von Besuchen mit nur drei Dukaten bezahlte. Heim, der viel Wit befah, ließ die drei Dukaten absichtlich auf den Teppich fallen. Der Geizhals bückte sich sogleich, um das Geld aufzufuchen. Als er sämtliche drei Goldstücke zusammen und sie auf den Tisch gelegt hatte, sagte der Geheimrath: „Das sind ja erst drei Dukaten, und Sie hatten mir doch deren sechs auf den Tisch gelegt.“

Der Geizige verstand den Wink und zahlte drei Dukaten nach.

Abgeführt. — „Ja, ja, glauben Sie mir, lieber Freund,“ sagte der alte gekennte Baron v. Champbercy zu Mirabeau, „ich habe in meinen jungen Jahren mancher schönen Frau den Kopf verdreht.“



Die Filterbassins der Sandfiltrationsanlage zur Wasserversorgung Hamburgs.

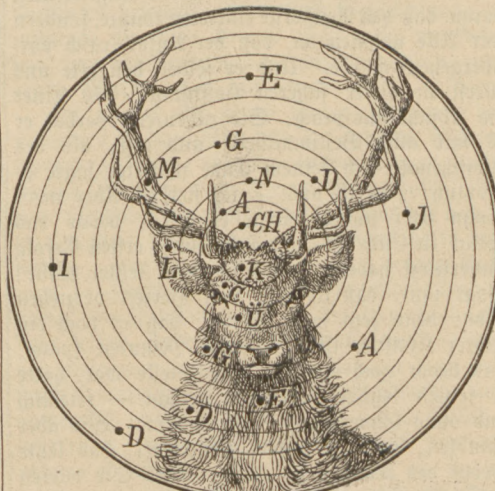
„Sie meinen doch so, daß sie ihn — wegdrehte?“
verfezte Mirabeau lächelnd.

Die Sandfiltrationsanlage zur Wasserversorgung Hamburgs.

(Mit Abbildung.)

Die im Frühjahr 1893 fertiggestellte Sandfiltrationsanlagen zur Wasserversorgung der Stadt Hamburg befinden sich elbaufwärts auf zwei durch einen Damm verbundenen Inseln: der sogenannten Kalten Höfe mit der eigentlichen Filtrationsanlage und der Billwärder Insel mit Pumpstation und Ablagerungsbassins. Fünf große Pumpmaschinen ergießen jede allstündlich 1800 Kubikmeter Elbwasser in einen offenen Kanal, der zu vier Ablagerungsbassins, jedes 120,000 Kubikmeter Wasser fassend, leitet. Hierin schlagen sich Schlamm und andere Senkstoffe zu Boden, und das abgeklärte Wasser fließt dann in einem unterirdischen Zuführungskanal zu den Filterbassins (siehe die Abbildung), deren Füllung aus einer Schicht von 60 Centimeter gewaschenen Feldsteinen, grobem und feinem Kies und darüber einem Meter sorgfältig gewaschenen Sandes besteht. Die zunächst hergestellten 18 Filter erfordern im Ganzen 100,000 Kubikmeter Sand, 50,000 Kubikmeter Kies und 6000 Kubikmeter felssteine und liefern täglich je 11,250 Kubikmeter filtrirtes Wasser.

Jagdscheiben-Räthsel.



Werden die obigen Buchstaben richtig verbunden, so ergibt sich ein Streben, welches fast die gesammte Menschheit befeht.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 33:

Besser zweimal überlegt, als einmal verpißt.

Veränderungs-Räthsel.

- 1) Mais. 2) Moor. 3) Eile. 4) Stat. 5) Achilles.
- 6) Gicht. 7) Wache. 8) Kanal. 9) Uine. 10) Graben.
- 11) Lech.

Aus jedem dieser Wörter soll dadurch ein anderes gebildet werden, daß man sowohl seinen ersten als auch seinen letzten Buchstaben verändert (z. B. Bindar = Lindar, Jar = Gjar). Folgende neue Buchstaben kommen zur Verwendung: a, a, a, a, e, e, h, i, l, l, u, u, r, r, r, f, f, f, u, u.

Die neuen Wörter nennen: 1) einen Namen aus dem Alten Testament, 2) einen preussischen Kriegsminister, 3) eine Stadt in Oberitalien, 4) einen Befehl des russischen Kaisers, 5) einen deutschen Dichter, 6) einen Baum, 7) einen deutschen Dichter, 8) eine Stadt in Preußen, 9) einen Mädchennamen, 10) ein Volk des Orients, 11) ein Turngeräth.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von denen die letzteren in umgekehrter Reihenfolge zu lesen sind, ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Buchstaben-Räthsel.

Die Miesengröße büß' ich ein,
Wird mir ein Laut genommen sein;
Doch dafür komm' ich auf den Tisch
Scho als schmachtendes Gemisch.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösungen von Nr. 33: des Homonym: Alt; des Wechsel-Räthfels: Heimath, Heirath.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorer Süddeutschen Zeitung, Gef. m. b. H., Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart.